

Literatur des Auslandes.

N^o 82.

Berlin, Montag den 10. Juli

1837.

England.

Der Vogelgesang.

Die liebliche Melodie der Vögel findet ihren Weg zu jedem Herzen; aber das Motiv der zarten Ergießungen, die an einem heiteren Frühling-Morgen Wald, Felsen, Strom und Thal mit so süßen Tönen erfüllen, ist bei den Ornithologen viel mehr Sache des Zweifels, als diejenigen glauben mögen, die nicht ganz in die Geheimnisse der Zoologie eingeweiht sind. Vieles ist über diesen Gegenstand geschrieben worden, und wenn wir die verschiedenen Meinungen prüfend gegen einander halten und unsere eigenen Beobachtungen hinzusetzen, so sind wir anzunehmen berechtigt, daß Liebe und Wettstreit die beiden großen Anregungen des Vogelgesanges sind. Damit wollen wir aber nicht gesagt haben, daß es nicht auch viele andere Gründe für den Vogel giebt, ihn zum Singen aufzumuntern; das bloße Vergnügen, sich in einem ihm theuer gewordenen Neste zu befinden, sich in der Mitte eines Ortes, wo sein Lieblings-Futter im Ueberflusse ist, zu sehen, und mehrere dergleichen angenehme Empfindungen sind oft dem zarten Gefühle des Thierchens schon eine Aufforderung, sich einen melodischen Ausdruck zu verschaffen.

In England ist die Jahreszeit der Reproduction unbestreitbar die, von welcher der Dichter sagt:

„The isle is full of pleasant noises,
Sounds and sweet airs that give delight“

und ungefähr zehn Wochen im Jahre werden als die Periode angegeben, während welcher die meisten unserer in dem Zustande der Freiheit lebenden Vögel dem Gesange huldigen. Hieron giebt es freilich manche Ausnahmen. Wir haben eine wilde Drossel bis weit in den September hinein sehr lieblich singen hören, aber wir lauschten in der Nähe und konnten kein Weibchen entdecken. So hören wir auch das Rothkehlchen im Herbst und sogar im Winter; und die Vögel im Käfig, wenn sie wohl genährt und gepflegt werden, singen den größten Theil des Jahres hindurch.

Ehe wir weiter gehen, wollen wir versuchen, dem Leser Aufschlüsse über das natürliche musikalische Instrument zu geben, das jene lauten und verwickelten Passagen hervorbringt. Der Larynx ist aus zwei Theilen zusammengesetzt: der erste enthält die eigentliche rima glottidis am oberen Ende, während die niedrigere Abtheilung, die ebenfalls eine rima glottidis hat, mit straffen Membranen versehen ist. Das untere gleicht einem Klarinettenrohr und das obere der Oeffnung des Instruments, woraus der Ton kommt. Man hat ganz richtig behauptet, daß in der Struktur des Vogels kein Theil ist, welcher der Luft unzugänglich wäre. Daher sagt Jacquemin, nur in dieser Fähigkeit, Luft einzusaugen und auszuathmen, läge die Lösung des Räthsels, wie ein so kleines Geschöpf so starke und anhaltende Töne ohne sichtliche Ermattung hören lassen könne. Die Muskeln, deren Aufgabe es ist, dieses wunderbare Blase-Instrument zu beherrschen, sind bei dem Geschlechte, welches mit der Kraft des Gesanges begabt ist, verhältnißmäßig stärker und wohl ausgebildet. John Hunter fand, als er eine männliche Nachtigall, eine männliche und weibliche Amsel, einen männlichen Hänfling und einen männlichen und weiblichen Wachstel secirte, daß der Larynx der Nachtigall stärker als der der übrigen Vögel derselben Größe war; und überall fand er ihn beim Männchen weit stärker, als beim Weibchen. Der Wettstreit, mit welchem einige dieser gesiederten Sänger in der Gesangenschaft sich gegen einander versuchen, ist jedem Vogel-Liebhaber bekannt, und Bechstein bemerkt von den Kanarienvögeln in Thüringen, daß es viele giebt, die, besonders in der Paarungszeit, mit solcher Anstrengung und Eifrigkeit singen, daß die feinen Gefäße der Lunge brechen und der arme Sänger sofort verendet.

Barrington, der große Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand gewendet hat, bemerkt, daß sich einige Passagen bei wenigen Singvögeln mit den Intervallen unserer Tonleiter vergleichen lassen, daß aber der größte Theil dieses Gesanges keine Vergleichung mit dem Notenverhältniß zuläßt, weil die Schnelligkeit und die Höhe größer, als bei unseren sämtlichen Instrumenten sey.

Derselbe Gelehrte behauptet, daß einem Vogel selbst die Stimme seiner Gattung abgehen kann, wenn man ihn aus dem Neste genommen hat, bevor er älter als zwei Tage geworden ist. Die Nestlinge können zwar vor dem siebenten Tage nach ihrer Geburt nicht sehen, wohl aber den ersten Augenblick ihres Lebens schon hören. Gerade weil sie nicht sehen, sind sie die ersten Tage mehr auf den Laut ihrer Aeltern aufmerksam, besonders da ihnen durch die Stimme der Alten die Ankunft ihres Futters verkündet wird. Nachdem Herr Barrington die Weise

angeht, wie man solche junge Vögel mit Mühe aufzieht, spricht er von einem Hänfling und einem Dompfaffen, die man in einem Alter von 2 bis 3 Tagen aus dem Neste genommen hatte, und von anderen seltenen Fällen von Nachahmung in folgender Weise:

„Der erste dieser Vögel (der Hänfling) gehörte Herrn Matthews, einem Apotheker zu Kensington. Er hatte keine Gelegenheit gehabt, Melodien nachzuahmen, und sprach daher nur in fast artifiziellem Tone: pretty boy (hübscher Junge) und einige andere kurze Sätze. Ich hörte selbst das pretty boy von diesem Vogel, der, wie mir Herr Matthews versichert, weder die Stimme, noch den Ton irgend eines anderen Vogels hatte. Dieser redselige Hänfling lockte viele Menschen von London nach Kensington, wo er im vorigen Jahre starb. — Der vorerwähnte Dompfaffe befand sich zu Knighton in Radnorshire; ich hörte ihn, als ich zufällig vor dem Hause vorbeiging. Ich hielt die Stimme für die eines Zaunkönigs und ging in das Haus, um mich darüber zu belehren, da dieser kleine Vogel selten lange im Käfig lebt. Die Leute des Hauses jedoch sagten mir, sie hätten keinen anderen Vogel als einen Dompfaffen, und glaubten, er sänge seine natürliche Stimme; allein ich verweilte lange Zeit im Zimmer und hörte keinen anderen Ton, als den eines Zaunkönigs, ohne die geringste Beimischung der Stimme eines Dompfaffen. Durch weitere Erkundigungen erfuhr ich, daß der Vogel aus dem Neste genommen wurde, als er erst einen oder zwei Tage alt war, daß man ihn vor einem Fenster aufgehängt hatte, das nach einem kleinen Garten ging, und daß er auf diese Weise die Stimme des Zaunkönigs nachahmen lernte. Diese Thatsachen beweisen, daß die Vögel nicht gerade eingeborenen Trieb zu den Melodien, welche den einzelnen Arten eigenthümlich sind, zur Welt mitbringen. Wenn aber der Vogel im Stande der Freiheit doch so sehr dem Gesange der ganzen Spielart anhängt, daß man sogleich beim Anblick des Vogels weiß, welchen Gesang man zu erwarten hat, so kommt dies daher, daß der junge Nestling nur auf die Stimme seiner Aeltern lauscht, ohne sich im geringsten um die Stimmen der rund um ihn her singenden fremden Vögel zu kümmern. So weiß Jedermann, daß der gemeine Hausperling in der Freiheit nichts Anderes thut, als zwitschern, obgleich ihm keinesweges das Vermögen fehlt, anderen Vögeln nachzusingen. Um mich von letzterem ganz vollkommen zu überzeugen, nahm ich einen gemeinen Sperling aus dem Neste, als er flügge war, und erzog ihn mit einem Hänfling; der Vogel hörte jedoch auch zufällig einen Dompfaffen und bekam dadurch eine Stimme, die eine Mischung von den beiden verschiedenen Stimmen der Lehrmeister hatte.“

Derselbe Beobachter erzog ein junges Rothkehlchen bei einer sehr schönen Nachtigall, die aber schon beinahe nicht mehr schlug und nach vierzehn Tagen ganz stumm wurde. Das Rothkehlchen war in der kurzen Zeit gelehrt genug, und sein Gesang hatte später drei Viertel von der Stimme der Nachtigall, und das vierte Viertel war das, was die Vogelfänger in England „rabbish“ nennen, das heißt, eine Stimme, die so viel als gar nichts bedeutet.

Bechstein behauptet, daß fast alle Vögel in der Jugend Stücke lernen können, die man ihnen täglich vorspielt oder vorspricht; aber nur diejenigen, welche ein starkes Gedächtniß haben, veriauschen für immer ihre natürlichen Töne gegen die Melodien, die man sie gelehrt hat.

Nach der Angabe vieler Beobachter kommen folgende Töne im Gesange der Vögel vor: F-dur bei der Waldlerche; A-dur bei der Drossel; die Terze C — A gewöhnlich beim Kukuk; A-dur beim gewöhnlichen Habne; dagegen das B-mol bei einem sehr großen Habne; dasselbe bei manchen Eulen; D-dur bei manchen anderen. Demnach hätten wir A, B-mol, C, D und F, zu welchen Barrington aus eigener Erfahrung bei einer Nachtigall, die drei Jahre im Käfig gelebt hatte, noch G hinzusetzt und außerdem bemerkt, daß er oft von einem und demselben Vogel C und F gehört habe.

Wir wollen jetzt einige Worte über denjenigen Ton verschiedener Vögel sprechen, welchen man vielleicht am besten durch Conversations-ton bezeichnen kann. Die Hausvögel bedürfen wegen ihrer Stimmen keiner weiteren Beschreibung. Wer kennt nicht das gelende Lied jenes Apostels des neuen Tages, das tagtägliche Lied, worin er uns, seitdem es hieß: „Es werde Licht!“ jedesmal mit stolz emporgehobenem Kopfe zuruft: „Es wird Licht!“ oder die behaglichen Losungstöne, womit der glückliche Polygamist sein zahlreiches Serail zur offenen Tafel ruft. Wer kennt nicht die Musik der Madame Partlet (Frau Krakefuß), welche mit Selbstgefälligkeit und Geräusch von Meierhof zu Meierhof und von Dorf zu Dorf schreit: „Seht, ich habe diese glückliche Stätte zum Geburtsorte eines frischen Eies gemacht.“ Wir sprechen nur von den weniger bekannten wilden Vögeln.

Das, was die Jagdfreunde in England technisch mit dem Namen *The call* belegen, ist bei den Singvögeln eine Stimme, welche eine fast wunderbare Wirkung auf das Gehör der ganzen Spielart ausübt. Sobald der Vogelsteller seine Nege nach den Umständen ausgelegt hat, bedient er sich der Lockvögel (*call-birds*). Die Lockvögel haben eine Art maliciöser Schadenfreude, ihre freien Stammgenossen in dieselbe Gefangenschaft zu bringen, in der sie selbst sich befinden. Ihr Gesicht- und Gehör-Organ ist weit stärker, als das des Voglers; sobald der wilde Vogel in der Ferne bemerkt wird, giebt ein Lockvogel dem anderen ein Zeichen durch seine Stimme; alle hüten sich dann, so zu singen, wie ein Vogel im Zimmer, sondern sie laden gewissermaßen den Unglücklichen durch jene Stimmen ein, die der Englische Vogler *Short jerks* nennt. Der Einfluß dieser einladenden Stimme ist so mächtig, daß der Vogel von weitem herkommt und sich in das zu seinen Füßen ausgebreitete Netz stürzt; ja von ganzen Flügen werden die letzten noch davon so bezaubert, daß sie sich in dieselbe Falle bringen lassen, wo schon der größte Theil ihrer Fluggefährten gefesselt sich windet. Der Vogel, welcher sich nicht betören läßt, heißt bei den Engländern *Sharper* (Schlautopf); er muß auf alle mögliche Weise von dem Orte entfernt werden, sonst könnten die Jäger lange auf ihre Beute warten.

Zur Klasse der *Insectores* (der auf Nestern sitzenden Vögel) gehören die eigentlichen Sänger, doch findet sich unter den Raubvögeln eine bemerkenswerthe Ausnahme; wir meinen den „*Falcon Chanteur*“ bei Levaillant, von dem Cuvier sagt, daß er der einzige Raubvogel sey, welcher angenehm singt. Sein Gesang ist sehr süß, aber verführerisch wie der Gesang der Sirenen.

Wenige Länder sind so reich an Singvögeln, wie die Britischen Inseln. Die Wälder Amerikas wiederhallen zwar ebenfalls von reizenden Gesängen, doch findet sich dort die glänzende Verschiedenheit der Spielarten nicht. Gleichwohl besitzen sie die wundervolle Polyglotte, den sogenannten Spottvogel (*mock-bird*) oder *Orpheus polyglottus*, den wir zwar selbst gesehen, gehört, angestaunt und beschrieben haben, den aber Wilson zu schön beschreibt, als daß wir nicht lieber ihn sprechen lassen sollten. Er sagt darüber:

„Die Leichtigkeit und Eleganz seiner Bewegungen, die Lebhaftigkeit seines Auges, die Kraft der Einsicht und des Gedächtnisses, mit welchen er so viele Melodien nachsingt, ist überraschend. Dazu kommt seine eigene Gesangstimme, die voll, stark, musikalisch ist und jeder Modulation fähig. In Maß und Accent ahmt er genau seine Originale nach, in Kraft und Süßigkeit verbessert er sie. An einem schönen Morgen sitzt er auf dem Wipfel eines Baumes und singt in der Mitte von vielen Sängern des Waldes, die er alle überträgt, und die seine Stimme nur zu accompagniren scheinen. Er singt mit ungeschwächtem Eifer eine halbe, auch eine ganze Stunde. Seine ausgebreiteten Flügel, seine glänzenden Federn fesseln das Auge zu derselben Zeit, wo seine Töne das Ohr ergötzen. Er schwebt rund umher mit enthusiastischer Entzückung; er steigt höher oder tiefer, je nachdem sich sein Gesang erhebt oder verflingt. Er schwingt sich in die Höhe mit der Schnelligkeit des Pfeiles, als wollte er sich dem Aether nähern, um seine von der erschöpfenden Melodie ausgehauchte Seele aufs neue mit himmlischer Weisheit zu kräftigen. Während dieser Ausführung würde ein Mann, der nur über den Gebrauch des Ohrs, nicht aber des Auges gebieten kann, nicht anders glauben, als daß ein ganzer Chor von Vögeln zusammengetreten wäre, um in der Wette um einen Preis zu singen; so vollkommen ist seine Nachahmungskunst. Er täuscht durch seine harmonische Vielseitigkeit nicht nur die Jäger, die oft glauben, einen Vogel vor sich zu haben, der sich meilenweit in der Runde nicht sinnet, sondern auch viele Vögel, die er bald glauben macht, sie werden von ihren Gefährten eingeladen, bald, sie werden vom Finkenfall verfolgt. Durch die Gefangenschaft verliert er wenig an Kraft. Es ist ein herrlicher Spaß, zu sehen, wie er die Hausvögel zum Narren hat. Bald pfeift er auf den Hund, und César springt schnell auf, wedelt mit dem Schwanz und läßt, was er kann, seinem Herrn entgegen; bald schreit er wie ein verletztes Kälblein, und die erschreckte Mutter eilt heraus mit gespreizten Flügeln und ausbrausendem Zorn, ihr Kind zu schützen. Das Bellen des Hundes, das Miauen der Katze, das Krachen eines vorüberziehenden Schuttkarren ahmt er mit großer Treue und schnell auf einander nach. Melodien der Nachtigall und des Kanarienvogels singt er in Gegenwart dieser Thierchen oft mit so vielem Uebergewicht, daß sie vor Gram verstummen, er aber, sich ihrer Beschämung freudig, erhebt dann nur noch um so mehr seine siegreichen Töne. Sowohl in der Freiheit als in der Gefangenschaft beginnt er in feierlicher Stille der Nacht, sobald sich der Mond majestätisch erhebt, sein liebliches Solo und setzt es oft mit Lust bis zum Anbruch des Tages fort, als wollte er der Schöpfung eine gefühlvolle Serenade bringen.“

(N. M. M.)

Bulwers „Athen“.

(Fortsetzung.)

Das erste Buch umfaßt die historisch dunkle Periode der Griechischen Urgeschichte bis herab auf Solon und macht weder auf großes Lob, noch auf großen Tadel Anspruch. Der Autor faßt sich hier kurz, und daran thut er recht. Untersuchungen über den Ursprung der Pelasger und Hellenen, der Jonier und Dorier, über die Ursprachen dieser Volksstämme, ihre Religion, ihre Wanderungen und Schicksale in vorhistorischer Zeit, könnten zwar eben so scharfsinnig als weitläufig geführt werden, aber die Belehrung daraus wäre gering. Hypothesen und Theorien aufzustellen, ist nicht des Historikers Sache; wo sich keine Fakta, weder direkt, noch durch Induction ermitteln lassen, da thut man im Interesse der historischen Wahrheit am besten, ganz zu schweigen. Ob ein einziger Stamm, ob

deren mehrere den Ursprung des Griechischen Volkes ausmachen, wo dieselben hergekommen, wo sie sich niedergelassen, das sind Fragen, die der Geschichtschreiber wohl nie wird genügend beantworten können. Eben so wenig wissen wir von den Anfängen ihrer Religion; ob sie im Lande einheimisch oder aus Asien und Aegypten herübergebracht sey, darüber hat es viel Streit gesetzt; und da uns alle bestimmte Nachrichten fehlen, so können wir nur die Vermuthung aussprechen, da alle Religionen der alten Welt in ihrem Ursprunge nach Asien zurückweisen, daß es sich mit der Griechischen eben so verhalten wird; denn warum sollten gerade die Griechen in diesem Punkte eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machen? Eines steht fest, so viel auch in späterer Zeit die Griechischen Philosophen über die abstrakte Einheit des göttlichen Wesens spekulirt, wie sehr sie sich bemüht haben, dem Volksglauben einen metaphysischen Unterbau zu geben — die Griechische Religion war von Anfang an reiner Götterdienst, ihre Götter sinnlich wahrnehmbare Gegenstände der Verehrung. Es liegt nicht im natürlichen Gange des menschlichen Geistes, von der überfinnlichen Betrachtung zur sinnlichen herab, sondern umgekehrt, von dieser zu jener aufzusteigen. Immer erst spät, in Zeiten verfeinerter Bildung, macht sich das Bestreben geltend, zwischen der Absurdität eines hergebrachten Glaubens und einem vernünftigen Denken zu vermitteln, indem man den Worten und Ceremonien eine bildlich symbolische Bedeutung unterschiebt. Wie die Menschen dazu gekommen seyn mögen, sich solche Götzen zu schaffen und sie anzubeten, das ist eine andere Frage, worüber gleichfalls viel zu streiten, aber nicht leicht klug zu werden ist. Die Verehrung der Halbgötter läßt sich schon eher erklären. Ohne Zweifel haben Helden wie Herkules und Theseus einst gelebt; es sind Griechische Stammhäuptlinge, um ihrer Tapferkeit und Weisheit willen in der Erinnerung ihrer Nation unsterblich und mit Wunderthaten umgeben. Wir setzen zur Erläuterung dessen Bulwers eigene Worte her:

„Wenn man nach langer Wanderung in dunkler Nacht endlich im äußersten Osten die Finsterniß entweichen sieht, der ferne Tag in Dunst und Nebel trübe heraufdämmert, die Umrisse aller Gegenstände im Zwielficht hin und her wallen und schwanken und sich in abenteuerlichen, ins Unerwartete verzogenen Linien am umwölhten Horizont verlieren, so haben wir darin ein Bild jener Fabelzeit, in die wir zurückblicken, und wo im Scheine des ersten historischen Dämmerlichtes die Gestalten jener Helden uns in riesenhafter Vergrößerung entgegen treten. Der sorgfältige und skeptische Geschichtschreiber Thucydides hat in der Einleitung zu seinen unsterblichen Büchern über den Peloponnesischen Krieg mit meisterhafter Kürze und Schärfe ein Gemälde Altgriechischer Zustände entworfen; er schildert in lebendigem Umriss jene Zeiten, wo persönliche Kraft und Tapferkeit den Mann zum Halbgott erhoben, Zeiten der unflüchtigen Wanderung, der Geschlossenheit, des Faustrechts, der Abenteuer, der räuberischen Ueberrälle von Nachbarschaft zu Nachbarschaft, der ewigen verwegenen Unruhe, der süßlichen Verbrechen, des Krieges Aller gegen Alle. Es sind Züge in dem Gemälde, die uns lebhaft an den Norden erinnern; die gewaltthätigen Räuber am Lande, die Führer der Piraten zur See, die sich auf die undemachteten Küsten werfen und plündernd landeinwärts stürmen, die sich eine Ehre machen aus ihrem Verwuse und sich rühmend dazu bekennen, haben eine auffallende Aehnlichkeit mit den Skandinavischen Heerführern, mit den Dänischen, Normannischen Hauptlingen, die vor einem Jahrtausend Englands und Frankreichs Küsten auf ihren Fahrzeugen heimsuchten. Die Beschaffenheit des Meeres am Griechischen Land war diesem Seeräuberwesen günstig; zahlreiche Inseln, tief ausgebuchtete Gestade, an den Küsten waldbekrönte Höhen, die ihren Fuß in die See tauchen — das lockte die Kühnen zum Wagniß, versprach den Habgierigen reiche und leichte Beute, wies den Flüchtigen überall in der Nähe zahlreiche Schutzwinkel. In so rohen Zeiten ist Tapferkeit die einzige Tugend und adelt jedes Unternehmen. Die Seeräuber waren im Aegeischen Meere, wie nachmals in den Nordischen Gewässern, Jahrhunderte lang ein eben so hochgeehrtes als gefürchtetes Geschlecht. War die Küste ihren beständigen Angriffen ausgesetzt, so war auch im inneren Lande, in seinen verstecktesten Thälern keinen Augenblick Sicherheit vor den Banden der süßlichen Räuber. Fremde und einheimische Stämme wanderten hin und her, Eroberung und Niederlassung suchend, fielen über einander, jagten einander aus ihren Sigen; die Vertriebenen wurden die natürlichen Feinde der Seeräuber und zogen umher auf Raub und Mache. Die zahlreichen Klippen und Berge, die Thäler, Höhlen, Wälder, die noch heute den Boden Griechenlands so interessant für Reisende machen, dienten jenen Horden als natürliche Versteckungen. Ruhte ein tapferer Hecke flüchtig werden, um einer Mordthat willen oder wegen Friedensbruchs, so begab er sich mit einer Schaar von Freunden und Gefährten in die unangreifbare Wildniß, überfiel weit und breit Dörfer und Wohnungen, raubte die Heerden, entführte die Weiber, je nach Bedürfniß oder Lust. Da war keine Hütte sicher, keine Reise gefahrlos, Keiner ließ die Waffen von der Seite. Dieses Unwesen verbreitete sich und herrschte über ganz Griechenland, bis ihm seine eigene Unertüchtigkeit ein Ende machte, bis überall, wo ein Stamm sich niederließ und eine Gesellschaft zu bilden trachtete, Haß und Abscheu den Räuber traf und die Stimme der damaligen öffentlichen Meinung sich entschieden gegen die Friedenslöser erklärte. Da wurde es zum rühmlichsten Ehrgeiz und Wettstreit der Tapferen, ihre Landschaften von solcher Plage zu säubern; da zogen Abenteurer auf dergleichen heilsame Unternehmungen aus, und es kam das Zeitalter der Helden, der Helden, die den Räuber, den Riesen, den Drachen in seinem Schlupfwinkel aufsuchten, ihn bändigten und vernichteten. In der Erinnerung der dankbaren Nachkommen lebte der Muth des irrrenden Ritters fort und verklärte sich zu der Herrlichkeit eines Halbgottes. Es scheint, daß diese Veränderung der Zustände Griechenlands mit einem Umschwunge seiner politischen Verfassung zusammenhing; neben und mit den Helden erhebt sich eine kriegerische Aristokratie, ein Waffennadel, ein Herrenstand im Volke. Ob und wie dies mit einer Ein-

wanderung des tapferen Bergvolkes der Hellenen, die von Norden her nach Griechenland gekommen sein sollen, in Verbindung zu bringen ist, ob diese Hellenen sich vielleicht als Eroberer zu Herren des Landes aufgeworfen haben, dies müssen wir dahingestellt sein lassen. Ein kriegerisches Zeitalter brach herein, wo mit den Waffen die höchste Ehre und Macht, mit klübnen Wagnissen der Ruhm im weiten Lande zu gewinnen war. Da wurden die Griechischen Wälder und Gebirge auch von ihren wilden ibierischen Urvohnern gesäubert. In jenen ältesten Zeiten war die Wildniß voller Raubthiere; Wölfe trieben sich in Schaaren umher, auch wilde Auerochsen, von deren mächtigen Hbrnen Herodot mit Verwunderung erzählt; ja, sogar Löwen ließen sich, bis auf die Zeiten des Keres herab, in dem weiten Landstrich von Thracien bis Aetnanen zuweilen sehen. Die Großthaten der ältesten Heroen sind daher fast immer an Räubern oder an Raubthieren verrichtet, Herkules ideret den Lydischen Räubersfürsten Diomedes und den Riesens Cacus, er bezwingt den Nemeischen Löwen und den Ermanthischen Eber.“
(Fortsetzung folgt.)

F r a n k r e i c h.

Ein Manuscript von Napoleon.

(Schluß.)

Inzwischen war Napoleon längst über seine Jugendträume und Phantasien hinaus. Die weiteste Thatenlaufbahn war ihm geöffnet; seine Gedanken reisten, die Pläne seines Ehrgeizes zeitigten überraschend schnell in den Sommergluthen der Revolution. Seine Siege schenken die Welt in Erstaunen, und in der Berausung des Ruhmes vergaß er, wie man leicht denken kann, ganz und gar jenes Manuscript, welches Herr Delesguille in Händen hatte. Herr Delesguille aber hatte dasselbe keinesweges vergessen, vielmehr gewann es für ihn von Tag zu Tage größeres Interesse, je mehr der Name des Verfassers mit Auszeichnung genannt wurde. Schon im Jahre 1794 befehligte Napoleon Bonaparte die Artillerie bei der Armee der Alpen, und ihm verdankte man die wenigen glücklichen Erfolge, die damals in den Thälern Piemonts errungen wurden. Es kam das Jahr 1795 und der 13te Vendémiaire; Bonaparte erschloß über die royalistische Partei den Sieg für den Konvent und die Republik. Herr Delesguille nahm sich schon vor, dem General Bonaparte seine Aufwartung zu machen und ihm die Schrift wieder zu Händen zu geben; aber die Furcht, man möchte es ihm für niedrige Schmeichelei auslegen, hielt ihn zurück. Im Jahre 1797 kam Bonaparte sieggelohnt aus Italien wieder, und da war der gute Professor, wie alle Welt zur selben Zeit, von dem Ruhme des jungen Helden so erfreut und besessen, daß er sich's unmöglich versagen konnte, ihn wiederzusehen. Dazu gab das Manuscript den erwünschtesten Vorwand, also nahm er's eines Morgens unter den Arm und wanderte nach der Rue de la Victoire. Aber Gott weiß, was ihm unterwegs für Bedenlichkeiten einfielen — ob er vielleicht Jemanden sagen hörte, der General en Chef der Italienischen Armee wäre der Mann, welcher den Erbärmlichkeiten der Direktorial-Regierung den Garaus machen würde — kurz, er fand es räthlich, den Schritt reiflicher zu überlegen, und ließ es für diesmal dabei bewenden, nicht an die Thür des Bürgers Bonaparte zu klopfen. Ehe er wieder rechten Muth gefaßt hatte, war jener längst nach Aegypten unter Segel gegangen. Man weiß, was in Frankreich vorging, während die Französischen Waffen siegreich an den Pyramiden und an dem Berge Tabor erglänzten; man weiß, wie Bonaparte's unerwartete Rückkehr aufgenommen wurde, und welche Folgen sie hatte. Herr Delesguille machte sich darüber eigene Gedanken, und der republikanische Ton des Manuscripts fing an, ihm große Bejorgnisse einzuflößen. Es sah gar nicht danach aus, als ob der Artillerie-Lieutenant von 1785 jetzt noch im mindesten Lust hätte, Raynal's Rath zu befolgen und die Geschichte der Korthischen Freiheit fortzusetzen. Ja, der arme Professor fing trübslich an, zu fürchten, man werde es ihm übel nehmen, daß er vom Anfange der Korthischen Freiheit noch etwas wisse. Er hatte große Lust, das ganze Heft zu verbrennen. Aber wie, wenn der Verfasser es zurückverlangt? Eingestehen, es sey verbrannt? Nicht doch: die Lehre wäre gar zu verführerisch gewesen für einen Kriegshelden und Gewaltthaber, der schon obnehin geneigt war, nicht allzu säuberlich mit republikanischen Manuscripten umzugehen. Also fand es der ehrliche Mann fürs Beste, das anvertraute Gut sorgfältig zu verwahren, hauptsächlich aber Niemanden ein Wort davon zu sagen.

Die Zeit verminderte die Besorgnisse des Professors nicht, sondern bestärkte ihn vielmehr darin. Je näher der General und Konsul in seinem raschen Siegeslaufe zur höchsten Stufe der Gewalt binanrückte, desto schwerer lag Herrn Delesguille das verwahrte Manuscript auf dem Herzen. Dit kam ihm der Gedanke wieder ein: nun willst du es doch abgeben; er wollte und wollte wieder nicht, und je länger er jögerte, desto gewaltiger wurde Napoleon, und desto schwerer wurde der Schritt. Der Held, der mit seinem Degen die Throne Europa's erschütterte, ließ es sich schwerlich träumen, daß jeder Stoß, den er führte, in dem Gemüthe des alten Professors nachjuckte und dem Manne Pein und schlaflose Nächte verursachte.

Man war in den letzten Zeiten des Konsulats, und ganz Frankreich adnte, die Einen mit Furcht, die Weisten mit Hoffnung, daß das Konsulat für Bonaparte nur eine Vorstufe zur höchsten, unumschränkten Gewalt sein würde. Um so ängstlicher hielt Herr Delesguille das Manuscript unter sieben Schließern. Nun denke man, wie der gute Professor erschauerte und erschrock, als ihm eines Tages ein Schreiben von dem ersten Konsul zuging. Mit Zittern erbrach er's: Gottlob! es war nur eine Einladung zum Dejeuner für den nächsten Vormittag. Die Sache ging sehr natürlich zu. Herr Delesguille hatte seinen Namen neben vielen andern unter eine Petition gesetzt, worin man sich für einen jungen Militair verwendete; der Konsul hatte den Namen be-

merkt, sich der Militair-Schule zu Brienne erinnert, und wollte jetzt seinem ehemaligen Professor der Geschichte ein Zeichen seines Wohlwollens geben.

Aber das begriff Herr Delesguille nicht. Einer befangenen Einbildungskraft erscheint das Allernatürlichste und Gewöhnlichste in bedenklicher Gestalt. Er schloß die ganze Nacht kein Auge: „Was kann der Konsul von mir wollen?“ dachte er. Daß Napoleon sich zu seinem Vergnügen ein paar Stunden in die Erinnerungen seiner Jugend zurückversetzen wolle, fiel ihm nicht ein. Gewiß hat er sich zur üblen Stunde des Professors und des Manuscripts erinnert, und nun wird er's darauf anlegen, diese ungelegene Erinnerung aus dem Kopfe des alten Mannes nachdrücklich auszutreiben. Der arme Herr Delesguille fürchtete um so mehr, den Konsul ungnädig zu finden, da die Feinde Bonaparte's sich gerade in den letzten Tagen das boshafte Vergnügen gemacht hatten, ein paar ziemlich barsche Antworten auszusprengen, womit der ehrliche Ducis die höfliche Zuverlässigkeit des ersten Konsuls erwidert hatte. Bonaparte, sagte man, hätte bei der Gelegenheit gefragt, ob es wohl viel solche wilde Enten unter den Franzosen gäbe, wie der Dichter (?) des Hamlet. Der Professor ängstigte sich, ob etwa der Konsul gleich an ihm den Versuch anstellen wolle. Indessen rückte die Zeit und die Stunde immer näher. Der geplagte Mann warf sich mit so viel Eleganz als möglich in ein weitläufiges habit français und nahm seinen Weg in die Tuilerieen mit dem muthigen Vorsatz, sich nach den Umständen zu richten und zu schweigen, wenn man nicht mit ihm zu reden anfinge. Als ein ordnungsliebender und vorsichtiger Mann jedoch schob er das Manuscript in eine von seinen Rocktaschen, die tief und diskret genug war, um nichts davon merken zu lassen.

Der General Bonaparte empfing seinen Gast auf herzliche und zuvorkommende Weise, sprach aber kein Wort von dem Manuscript. Ob er sich auch nicht daran erinnerte? Seinem Scharfblick, der die Gedanken der Menschen von ihrem Gesichte las, konnte eine gewisse Verlegenheit, ein Heimlichthum in dem Benehmen und in der Haltung des guten Mannes nicht entgehen, und er mochte vermuthen, was ihm auf dem Herzen lag; er ließ aber nichts davon merken. Möglich jedoch, daß er sich die Schlichtertheit des Professors bloß aus einem Uebermaße des Respekts und der Bewunderung erklärte. Man setzte sich zur Tafel. Napoleon's Mahlzeiten sind durch ihre exemplarische Kürze berühmte geworden. An diesem Tage dauerte das ganze Dejeuner keine zehn Minuten, und der alte Herr Delesguille, der keine Zähne mehr hatte, brachte in der Eil' nichts herunter, als eine Kompostbirne. Doch erzählte er hernach sein Leben lang von diesem Dejeuner; es war sein Lieblings-Thema, seine glänzendste Erinnerung, und besonders die Vorsprechlichkeit der Kompots wußte er nicht genug zu rühmen.

Nach aufgebobener Tafel näherte sich Napoleon dem Professor und ließ sich, auf und ab gehend, mit ihm in ein Gespräch ein. Er hatte schon als Konsul die Gewohnheit, den Kopf vorgeneigt und beide Hände hinter dem Rücken zu halten, und der Zufall wollte, daß Herrn Delesguille dieselbe Gewohnheit eigen war. Er ging unbedenklich in derselben Attitüde neben dem Konsul her, und es ist sehr zu bedauern, daß uns nicht überliefert ist, was die Postente dazu gesagt haben, und ob keiner aus Entrüstung über diese Impertinenz die Hand an den Degen gelegt hat. Der unehrerbietige Gast hätte aber nicht Zeit gehabt, an seine Sünde zu denken, wäre er sich auch ihrer bewußt gewesen. Es war für ihn keine kleine Arbeit, mit seinem Interlokutor gleichen Schritt zu halten. Er war seines Lebens an so rasches Prozeuiren nicht gewöhnt und trübste sich über seinen Mangel an Bescheidenheit mit dem Gedanken, daß er ja doch schon zu alt sey, um es zum Marschall von Frankreich zu bringen; einweilen gerieth er in bedeutenden Schweiß. Er hatte übrigens seinen Plan für das Gespräch und wartete auf den Augenblick, wo der erste Konsul ihm gestatten würde, eine kleine Pause zu einer feinen und vorsichtigen Anspielung auf den bewußten Gegenstand zu benutzen. Hin und wieder, so oft die Unterhaltung einen vertraulichen Charakter anzunehmen schien, wagte der Professor, den Mund ein wenig zu öffnen, aber jedesmal scheuchte der Konsul durch eines seiner raschen und lebendigen Herrscherworte die schon begonnene Phrase von den Lippen seines Begleiters zurück. Der Professor gab jedoch die Hoffnung nicht auf: er hatte gerade seine muthige Stunde, — einmal in seinem Leben ist wohl Jeder ein Held. — Endlich, als der Konsul immer freundlicher wurde, ging Herr Delesguille mit zugegedrückten Augen, um von der schon durch die Hülle brechenden Kaiserlichen Majestät nicht geblendet und um die Besinnung gebracht zu werden, gerade auf sein Ziel los. Man wird es wohl verzeihlich finden, dachte er, wenn ich es wage, an die bescheidene Existenz jener Zeit zu erinnern, die mit der jetzigen Größe auf doppelt schmeichelhafte Weise kontrastirt. Mit dem Aufgebote all seines Muthes gewann er's über sich und ließ ein schlichternes Wort von der Geschichte der Korthischen Freiheit verlauten, die ein junger Artillerie-Offizier vor fünfzehn Jahren niedergeschrieben habe. Der Konsul hörte ihn kaum an und wendete ihm den Rücken. Der Professor merkte mit Bestürzung, daß er übel angekommen wäre, und meinte im Stillen, sein ehemaliger Schüler fühle sich noch nicht genugiam Herr seines gegenwärtigen Glückes, um mit lächelndem Gleichmuth auf die ganze Vergangenheit zurückzublicken. Nun schien ihm auf einmal seine Tasche nicht tief genug, und das Manuscript hing ihm schwer wie Blei in den Schößen. Er schlich nach Hause, ließ die Ohren hängen, legte sich zu Bett und fieberte.

Wenige Tage hernach erfuhr er zu seiner Ueberraschung, der erste Konsul habe ihn zum Sous-Chef eines Bureaus im Kriegs-Ministerium ernannt. Herr Delesguille verblieb in dieser Stelle bis 1815. Wer weiß, was er sich dachte? Vielleicht sah er diese Günst nur als eine eben so höfliche als nachdrückliche Aufforderung an, reinen Mund zu halten. Er schwieg auch wirklich Jahre lang, lebte in der Verborgenheit und vermied sorgfältig jeden Anlaß, der seinen Namen hätte in

der Leute Mund bringen können. Vergessen wollte er seyn; andere Ansprüche machte er nicht. Wie mancher gute Vater nicht für sich selbst, sondern für seinen Sohn ehrsüchtig ist, so war er's für den Kaiser Napoleon, den er so halb und halb für seinen geistigen Pflegevater ansah. Und dann kitzelte ihn doch zuweilen seine kleine Eitelkeit mit dem Gedanken, daß der mächtige Kaiser einigen Grund habe, von ihm, Mr. Delesguille, etwas zu fürchten; und obwohl er selbst ob der Vorstellung erschrocken, so gefiel sie ihm doch gar zu wohl, und mit Recht, — denn wer konnte sich damals dergleichen rühmen?

Also, wie gesagt, von dem Manuscript wurde kein Wort gesprochen, es schien ganz und gar vergessen; hin und wieder warf er einmal einen verfluchten Blick darauf. Es giebt dergleichen Gegenstände, deren Anblick uns beklemmt und peinigt, und die uns doch mit einer Gewalt, die stärker ist, als unser Wille, anziehen, daß wir sie betrachten müssen. Da ereignete sich unversehens ein Vorfall, der Herrn Delesguille aus der Sicherheit aufwachte, worin er sich eingewiegt hatte, und ihm bewies, es gebe Mitwisser um sein Geheimniß. In seinem Bureau arbeitete nämlich als Secretair ein junger Mann von lebendigem und schallhaftem Geist, dabei ein Liebhaber und Sammler bibliographischer Raritäten. Woher der junge Mann erfahren haben mochte, daß ein solches Manuscript vorhanden sey, das können wir leider nicht sagen; genug, er wußte es. Eines Morgens, Anno 1810, hatte Herr Delesguille seinem Secretair etwas mehr Aufträge als gewöhnlich gegeben und entschuldigte sich mit den dringenden Geschäften wegen des bevorstehenden Feldzuges und mit den ausdrücklichen Befehlen des Kaisers. „Ja doch, Euer Kaiser!“ sprach der junge Mann mit der losen Zunge in etwas unmutigem Tone, „der hat jetzt gut befohlen! ist aber auch nicht von jeher so ein Freund der absoluten Herrschaft gewesen, und es giebt Leute, die wissen, daß er einmal der schönen Freiheitsgöttin tief in die Augen gesehen hat. Nicht wahr, Herr Delesguille, davon wüßten Sie auch etwas zu erzählen, wenn Sie nur den Mund aufstun wollten?“ — „Allerdings, ja wohl“, entgegnete der ehrliche Mann in schüchternem Verlegenheit und bemühte sich, so unbedeutend als möglich zu lächeln, „aus der Militärschule ist er immer seinen ganz besonderen Weg gegangen, hat auch die Nase öfter im Putzschnecken gebabt, als ich's eigentlich gern sehen möchte.“ — „Wahrscheinlich“, sagte der Secretair mit einer kaltsblütigen Ruhe, die den geängsteten Sous-Chef zur Verzweiflung bringen konnte, „wahrscheinlich studirte er Danton's Leben, um Paoli's desto schöner beschreiben zu können.“ Der Herr Sous-Chef klingelte, ein Bureau-Diener trat ein und unterbrach das Gespräch.

So leichten Kaufs ließ sich aber der neugierige junge Mann nicht abfertigen, und sobald der Diener sich mit einem unbedeutenden Auftrage entfernt hatte und der Schall seiner Tritte draußen nicht mehr zu vernehmen war, ging er seinem Chef geradezu zu Leibe: „Ohne Umstände, Herr Delesguille, gestehen Sie mir, Sie haben ein Manuscript von Napoleon zu Hause.“ Das Wort erschütterte den guten Herrn so gewaltig, daß er mit seinem Lebensfessel, ohne anzustehen, drei Schritte zurückfuhr; hastig riß er die alte Brille von der Nase und wollte ein strenges verweisendes Gesicht machen, aber vor Angst wurde es ein tommisches. „Wer sagt das, mein Gott! Jemand, der mich um meinen Kopf bringen will?“ Dem Secretair that sein Vorwitz schon leid; er war von seinem Chef immer freundlich wie ein Sohn behandelt worden und hatte ihn aufrichtig lieb. Die tragische Exclamation des Mannes ließ ihn befürchten, er möchte zu weit gegangen und doch etwas Gefährliches an der Sache seyn. Indes, da er sich keiner bösen Absichten gegen ihn bewußt war, trieb er die Sache weiter und sprach, ohne von seiner Schrift aufzusehen: „Aber wahr ist es doch, Paoli war ein großer Mann, er liebte sein Vaterland und wollte es frei machen.“ Herr Delesguille sah den jungen Mann mit Blicken an, die um Erbarmen flehten. „Und sagen Sie, schrieb der Kaiser damals schon eine so schlechte Hand wie heute?“ — „Ich beschwöre Sie, junger Mann“, bat der Gekaltete, „um Ihres Wohlens willen, sprechen Sie mindestens leiser.“ Man sieht, er gab allen weiteren Widerstand auf und dachte nur daran, sich einen ehrenvollen Rückzug zu sichern, indem er nicht für sich, sondern für seinen jungen Freund zu fürchten vorgab. „Schön, Herr Delesguille“, sagte der Secretair, „nun sehe ich doch, daß Sie mich verstehen und ich Sie.“ Mit diesen Worten verließ er seinen ledergepolsterten Sitz und stüzte sich vertraulich mit beiden Armen auf die Rückenlehne von Herrn Delesguille's Sessel. Der wagte ihm nicht ins Gesicht zu sehen, wußte auch nichts zu sagen; er that, was Sganarelle in solchem Falle zu thun rät; er nahm eine Prise Taback. Daraus bob er langsam die Hand über die eigene Schulter weg bis zu den Oberlappchen des Secretairs, zwang ihn daran, immer noch ohne sich umzusehen, und seufzte aus tiefstem Herzen: „O, die Jugend, die Jugend!“ — „Ja, die Jugend“, sprach der unbarmherzige Secretair weiter, aber diesmal doch nur flüsternd; „in der Jugend, da nimmt man Partei für die Republik, da schreibt man voll Begeisterung die Geschichte der Befreiung seines Geburtslandes; hernach aber läßt man sich auf einmal, an einem schönen hellen Morgen, zum Kaiser der Franzosen und König von Italien proclamiren. Nicht wahr, das meinen Sie, Herr Delesguille?“ Dem armen Manne blieb nun nichts übrig, als sich auf Discretion zu ergeben und um Gnade zu bitten. Er bekannte Alles, erzählte Alles und versprach Alles, was der junge Mann verlangte, unter der Bedingung unverbrüchlicher Verschwiegenheit.

Am nächsten Morgen betrat er mit geheimnißschwangerer Miene sein Bureau, schlich auf den Zehen, hielt den Athem an sich, schloß die Thüre sorgfältig zu und nahm in einem Nebenstübchen Platz, ohne ein Wort zu reden, ja, ohne den Morgengruß des schallhaft lächelnden Secretairs zu erwidern. Mit größter Vorsicht zog er eine Papierrolle aus der Tasche, um welche ein seidenes Band geschlungen war, legte

sie sachte auf den Tisch und seufzte tief auf, wie Jemand, der eine ungeheure Anstrengung überstanden hat. Der junge Mann streckte die Hand nach dem Manuscripte aus, befaß es von allen Seiten und durchlief es von Blatt zu Blatt; wenn ihm ein Satz vorkam, der unter den gegenwärtigen Umständen pikant oder verwegend klang, so las er ihn mit gedämpfter Stimme vor. Herr Delesguille sah seine Dual von gestern wieder angehen und rief: „Um Gotteswillen, nehmen Sie es mit nach Hause und lesen Sie's mit aller Bequemlichkeit.“ Den ganzen Tag sprach er kein Wort mehr; er war verstört, befürtzt; es war ihm zu Muthe, als gäbe er ein gefährliches Werkzeug einem Kinde zu Händen, das sich und Andere damit verwunden könnte. Andererseits aber war er so froh, es wegzugeben, wie Jener, es zu empfangen; ein Stein war ihm vom Herzen gewälzt, als er das Manuscript nicht mehr im Hause hatte; er bat es auch nie zurück verlangt. Von der Stunde an schloß der gute Mann ruhiger, bekam rothe Wangen und Embonpoint und sah täglich frischer und jünger aus. Bisher war er in seinem Hause gewesen wie ein Drache, der einen verzauberten Schatz bewacht; jetzt war der Zauber von ihm genommen: er ging frei aus und ein, er trat fest auf, er sprach laut; er sprach sogar, was er früher nimmer gewagt hätte, von der Militärschule zu Brienne und von seinem ehemaligen Schüler Napoleon Bonaparte und sprach mit solchem Behagen und in solchem Tone, als wäre er noch heute der Präceptor Napoleon's.

Nach der Wiederherstellung der Bourbonen hätte Herr Delesguille sich den Besitz des Manuscriptes wohl zu Nuze machen und sich für die lange Dual durch einen reichen Geldertrag entschädigen können. Aber er hätte eher das Aeußerste über sich ergehen lassen, der wackere Mann, als durch eine solche Publication in dieser Zeit den schmählichen Feinden des großen Kaisers Vorwurf gethan. Jetzt that es ihm in manchen Augenblicken leid, daß er die Schrift aus Händen gegeben; er würde sie lieber eigenhändig verbrannt und die Asche verschluckt, als sie zu unwürdigem Gebrauch in fremden Händen gelitten haben. — Dergleichen ist nun nicht mehr für das Andenken des Kaisers zu fürchten; aber leider weiß Niemand, wo das Manuscript hingekommen ist. Der Secretair, der es an sich genommen, machte 1812 den Russischen Feldzug mit und gab es in einer wohlverschlossenen Koffette, neben vielen anderen Papieren, seiner Familie in Verwaltung. Der junge Mann kam nicht wieder, man hielt ihn für todt. Herr Delesguille gedachte seiner oft: „Der arme junge Mensch, ich hatte ihn sehr lieb; aber es hat mir immer geahnt, daß ihm ein Unglück zustößen würde.“ Und er sagte dies in einem Tone, als wenn er sich Vorwürfe über das Schicksal des jungen Mannes zu machen hätte. Die Angehörigen desselben erbrachen die Koffette und verbrannten einen Theil der darin enthaltenen Papiere; das Manuscript, welches den Namen seines Verfassers nicht trug und vielleicht bei flüchtiger Durchsicht für eine Schwäbischschrift gegen den Kaiser gehalten wurde, mag bei dieser Gelegenheit den Flammen übergeben worden seyn. Der Todtgeglaubte ist etliche Jahre später wohlbehalten nach Frankreich zurückgekommen; das Manuscript hat sich nicht wiedergefunden. Möglich indes, daß es noch vorhanden ist. Wer es findet, kann es jetzt unbedenklich drucken lassen: der gute Herr Delesguille ist gestorben, und der Kaiser Napoleon steht glorieich wieder auf seiner Säule. (R. d. P.)

Bibliographie.

Anecdotes historiques. — Vom Baron Duveyrier.

Essai sur la centralisation administrative. — Von Bechard. 2 Bde. 18 Fr.

Mannigfaltiges.

— Ein Blick auf die Polnische Literatur. Der unter dieser Ueberschrift in Nr. 72 und 73 des „Magazine“ enthaltene Artikel war von uns nach einer Pariser Zeitschrift bearbeitet worden, wo er die Unterschrift „Emil Haag“ trug, die wir auch unserer Bearbeitung gelassen haben. Gegenwärtig werden wir jedoch darauf aufmerksam gemacht, daß Herr Haag fast nichts weiter als eine Uebersetzung des Artikels „Polnische Literatur“ geliefert hat, der sich in dem im vorigen Jahre erschienenen achten Bande der neuesten Ausgabe des Brockhaus'schen Conversations-Lexikons befindet. Herr Haag, der bloß einige nicht eigentlich zur Literatur-Geschichte gehörige und darum von uns weggelassene politische Raisonnements hinzusetzte, hat seine Quelle nicht genannt; wir glauben jedoch dem Deutschen Verfasser jener Ueberschrift, der auch in der Vorrede zum zwölften Bande des Conversations-Lexikons namhaft gemacht wird, *) diese Erklärung schuldig zu seyn.

— Aus Schweden. Die in Upsala erscheinende Schwedische Literatur-Zeitung beginnt in ihrem Blatte vom 28. Juni d. J. eine ausführliche Rezension von zwölf verschiedenen, in Berlin, Breslau, Königsberg, Halle, Koblenz, Stralsund, Brandenburg und Dortmund erschienenen Entgegnungsschriften auf Dr. Lorinser's bekannte Abhandlung über die Gymnasien. Jede einzelne dieser Schriften wird gewürdigt und mit ihren Entwicklungen und Auseinandersetzungen dem Leser vorgeführt. Besonders aber ist dies mit dem in Berlin unter dem Titel „Die Schulfrage der gegenwärtigen Zeit“ erschienenen Dialog der Fall. Das Ganze kann als ein Beweis dienen, wie sehr man sich jetzt im Scandinavischen Norden für die Schul-Einrichtungen unseres Vaterlandes interessiert. Die „Lorinser-Literatur“, meint übrigens der Schwedische Kritiker, dürfte bald einen eigenen, wiewohl mehr wort- als inhaltsreichen Zweig von Deutschlands neuerer Bibliographie bilden; er habe freilich nur ein Duzend dieser Schriften sich ausgewählt, doch seyen dies die besseren, und möchte sich die Zahl der bereits erschienenen leicht wohl auf sechsunddreißig schon belaufen.

*) Herr Hülspreddiger und Rektor Werner in Gnesen.